

„Berliner Tageblatt“

erschienen täglich... in Berlin...

Abonnements-Preis

auf das „Berliner Tageblatt“... in Berlin...



Berliner Tageblatt.

Nr. 247.

Berlin, Mittwoch, den 18. Mai 1887.

XVI. Jahrgang.

Der Sturz des Ministeriums Goblet.

Mit einer Minorität von achtzehn Stimmen (siehe unten) ist das Ministerium Goblet seinen Gegnern unterlegen, und es ist die Stelle eines französischen Kabinettspräsidenten wieder einmal vakant.

Diese Frage, welche die Gesamtminutierung der Republik betrifft, spielte sich gleichwohl nur hinter den Kulissen ab. Der öffentliche und eingelebte Grund des Aufsturms gegen das Kabinett Goblet aber war in der Finanzfrage gegeben, welche seitdem die sieben letzten Jahre der Republik vorüber, den allerdings sehr in die Augen springenden Wunden dieses königlichen Staatsbankrotts bildet.

Für den Ausländer ist es ziemlich gleichgültig, ob die Finanzpolitik des Finanzministers Dauphin, mit denen das Ministerium sich selbständig erklärt hatte, für die gegenwärtige Lage der Republik als praktische und zeitgemäße Mittelsmittel gelten dürfen.

Herr Dauphin war jedenfalls vom rechtlichen Willen befezt, das Gleichgewicht in Einnahme und Ausgabe wiederherzustellen, und da er ein sah, daß mit den gebrauchlichen Passivitäten von mehr oder minder scheinbaren Ersparnissen dieses große Ziel nicht zu erreichen sei, so nahm er seine Zuflucht zu neuen Steuervorschlägen, die, außer in einer Zuschlagslage zur Spiritussteuer, namentlich in der Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer gipfelten.

Das war allerdings für Jedermann, der Frankreich kannte, das denkbar Unpopulärste, was versucht werden konnte. Frankreich ist eine Republik, es ist sogar, wenn man will, eine demokratische Republik; es hallt wieder von dem jetzt fast hundertjährigen Sloganspruch: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“ — Aber welche dem Manne, der es versuchen wollte, dieser Devise der großen Revolution in Bezug auf das Heiligste, was die großen Franzosen kennen, in Bezug auf den eigenen Geldbeutel, gerecht zu werden. Frankreich hat seit 1789 die verschiedensten Revolutionen, die verschiedensten Verfassungen und die verschiedensten Staatsformen erlebt, aber keine dieser Umwälzungen war radikal genug, um den Einkuß jener kapitalistischen Minorität zu erschüttern, welche bis auf den heutigen Tag maßgebend für die Geschicke des Landes blieb, und die der Ueberzeugung lebte, daß die Einrichtung einer Einkommensteuer einem Majestätsverbrechen gegen das Eigentum der wohlhabenden Staatsbürger gleichwärtig sei.

Von dem Augenblick an, da Dauphin mit dem Projekt einer Einkommensteuer vor die Kammer getreten war, buchte sein Schicksal als besiegelt gelten. Rergens hat Goblet, der die Gefahr erkannte, es versucht, in seinen Reden zu zeigen, die für ihn einen Appell an das Nationalgefühl bedeuteten, die Kritik zu beschwören, er, der im Grunde friedfertige Mann, hatte sich sogar dazu verstanden, in bunten Anspielungen auf die Ehre und das Nationalgefühl seiner Kameradschaft platonische Zusicherungen an die Götter der Patriotenliebe und des Neuangeborenen zu machen — die Sache blieb im Stillen und war nicht mehr aufzuhalten.

Wenn die Gegner des Ministeriums, denen das geplante Vorkommnis für den Geldbeutel der Steuerzahler ein vollkommener Verbrechen für die Entwurzelung des Kabinetts Goblet-Dauphin war, legten diese empfindlichen Finger des französischen Volkes mit großem Geschick und, wie das Ereignis lehrt, auch mit Erfolg an den entgegengelegten Nerven in Bewegung. Die ansehnliche Partei der Rechten ist in ihrer königstreuen Feindschaft gegen die Republik stets bereit, ein Ministerium zu Falle zu bringen. Die Radikalen unter Clemenceau, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, da Herr Goblet sich nicht

bereitwillig zu ihrem Diener hergab, waren ebenfalls bereit, mit ihren geschworenen Feinden, den Royalisten, zusammen die Absetzfrage zu Ungunsten der amtierenden Republikaner zu lösen. Die Opportunisten endlich erwießen sich lau in der Verteidigung eines Kabinetts, das sie halb wider ihren Willen hatten schaffen helfen; seit der Auslösung Freycinet's mit Fern, die sich unter Greys's Auspicien vollzogen hatte, lauzerten sie nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich selbst wieder auf die so schmerzlich entbehrten Ministerstühle hinaufzuschwingen.

Dennoch scharten sich nicht weniger als 257 Republikaner um Goblet, die augenscheinlich von der Beforgnis erfüllt waren, daß in dem gegenwärtig kritischen Momente jeder Personwechsel verhängnisvoll für das Land und die Republik werden könnte. Aber ihnen gegenüber standen 275 entschlossene Widerbader des Kabinetts, die bereit waren, wenn es nur möglich, kein reines Tisch zu machen. Nur eine Handvoll Stimmen fehlte dem Ministerium, um sich zu behaupten. Und wer weiß, ob nicht diese achtzehn Deputierten, welche den Anschlag gegen Goblet gaben, in ihrer verlegten Nationalstetigkeit durch die vorgelegten Artikel der „Bots“ und der „Kronzeitung“, die telegraphisch nach Paris gemeldet worden, in das Lager der Gegner des Ministeriums getrieben worden sind.

Wie dem aber auch sei, die Majorität, welche Goblet führte, ist so unparlamentarisch, wie nur möglich. In diesem Augenblicke ist, wie es scheint, ein Ministerium Clemenceau parlamentarisch ebenso unbedenklich, wie ein solches aus den Reihen der konterrevolutionären Monarchisten. Freycinet erscheint wieder als der Mann der Situation, und über die Bedeutung seines abermaligen Eintritts in die Regierung wird man sich nicht eher ein klares Urteil gefaßt haben dürfen, als bis man weiß, ob er Boulanger mit in seine neue Kombination hineinzieht. Man weiß hier sehr wohl, daß es im vorigen Jahre einen Moment gegeben hat, in welchem Freycinet trotz seiner friedfertigen Vergangenheit sich an die Hand zu reichen. Denn jener Fall geriet im vorigen Herbst gewaltsam die feingepönnelten Fäden, und Niemand kann in dieser Stunde wissen, ob er Willens oder in der Lage sein wird, falls er nochmals zur Macht gelangt, diese Fäden wieder anzuknüpfen. Wir schließen hieran das uns über den Verlauf der gestrigen Kammer Sitzung von unserem Pariser Korrespondenten zugehende Privattelegramm:

Paris, 17. Mai, 7 Uhr 50 Minuten Abends. Die Sitzung verläuft in ihrem ersten Teile ziemlich ruhig, die Tribünen sind überfüllt. Finanzminister Dauphin befragt sich auf die hündige Verteidigung seines Budgets; man applaudiert, als er darauf hin-

Arme Mädchen.

Berliner Roman von Paul Lindau.

(18. Fortsetzung.)

Auch Grete lächelte, aber mit herzwewimmernder, frischer Lebenswürdigkeit. Sie war daran gewöhnt, starke Sachen zu hören, und die verlegende Prophezeiung Regine's hatte für sie nichts Bedrückendes. „Sie irren“, entgegnete sie einfach. „Was Graf Bruno denkt und plant, kann ich natürlich nicht wissen. Aber Sie irren in Bezug meiner. Wie ich ein junges Mädchen zu einem jungen Manne stellt, das, glaube ich, ist doch immer mehr oder weniger Tempereamentsfrage, und ich habe nun einmal für so etwas, wie Sie es meinen, keinen Sinn. Ich glaube, daß die jungen Leute das sehr wohl merken. Sehen Sie, ich bin in einer Mitte aufgewachsen, in der andere Anschauungen herrschen, als in Ihrer Gesellschaft, und auch andere Sitten. Aus meiner früheren Umgebung sind die meisten Mädchen, die mit mir nahe stehen, ja, meine besten Freundinnen, auf den Weg des Leichtsinns gedrängt worden. Den Einen ist es einleuchtend nicht einmal leicht bekommen. Andere freilich sind jammervoll verkommen. Am mich ist die Verführung aber überhaupt nie herangekommen. Man hat mich immer zugehört gelassen. Und mit dem Jahren bin ich doch sehr ruhig geworden, um die Gefahren zu kennen. Jetzt kann ich selbst auf meiner Fuß sein. Ich weiß ganz genau, man wird mich auch hier nicht anlocken! Ich habe gar keine Angst.“

„Dann mache ich Ihnen mein Kompliment“, schloß Regine die Unterredung. In der nächsten Zeit wurden Bruno's Besuche noch seltener. Grete war tief traurig darüber. Sie redete sich ein, daß sie ihn irgendwie bezaubert haben müsse. Sie dachte sich, machte sich Vorwürfe und sagte die besten Worte. In Wahrheit trug sie aber gar keine Schuld daran. Die einfache Erklärung der Grete unerschütterlichen Tatsache war die, daß Bruno so jung war, um an

der Gesellschaft, die ihn zuerst gereizt hatte, demernd Epoh zu finden. Er hatte mit der Zeit die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit Grete nicht zum Ziele kommen werde, wenigstens nicht zu dem Ziele, das er ursprünglich ins Auge gefaßt hatte — und er „gab das Rennen an“, wie er sich ausdrückte.

Mindestens halber ließ er natürlich Alles beim Alten. Mit vollkommener Freundschaft brachte er die für seine Verhältnisse geringfügigen Opfer, und ohne irgend welchen Anspruch auf Dank. Nur die Besuche! Das war es, was ihn befähigt belästigte.

Grete hing an ihm mit verdorrter Dankbarkeit, und das war ihm lästig. Er wurde bisweilen unwillig, nervös, und es kam zu kleinen Szenen, die Grete tief unglücklich machten. Sie selbst konnte sich nicht vollkommen Rechnung davon ablegen, weshalb sie gerade ihm gegenüber so kindlich empfänglich sei. Aber es war nun einmal so. Wenn er den Einbruch, den er durch eine Anwendung von flüchtiger Ungeduld auf das wachsweiße Gemüth des jungen Mädchens gemacht hatte, bemerkte, so berante er seine Anwesenheit auf der Stelle und machte sie durch seine Aufmerksamkeit immer wieder gut. Und Grete war so leicht zu verführen!

Er billigte vollkommen ihre Verhältnisse zu Regine, die er feiner, stets ganz anders und immer mit besonderem Respekt behandelte. Grete bemerkte tiefen Unerschied mit mütterlicher Freundschaft sehr gut, und sie war darüber aufrichtig betrübt. Immer wieder fragte sie sich: Weshalb verachtet der Graf mit Regine anders, viel freundlicher und viel ehrerbietiger, als mit mir? Sie ist doch keineswegs freundlich, sie empfindet doch nichts für ihn! Und an meiner aufrichtigen Verehrung und Dankbarkeit kann er doch nicht zweifeln. Weshalb nur?

Und die einzige Antwort, die sie auf diese Frage fand, war die: „Er kann doch nicht verstehen, in welcher Mitte ich aufgewachsen bin. Fräulein Regine ist Seinesgleichen, und ich werde nie zu Seinesgleichen gehören können.“ Und das trankte und schmerzliche ist tief...

Seit länger als einem halben Jahre war nun Grete in der Familie Sellnig. Sie hatte eine erhabene Ruhe und Sicherheit erlangt und in dem halben Jahre mehr gearbeitet und mehr gelernt, als Andere in Jahren. Sie sagte sich, daß sie allen Grund habe, ruhig und glücklich zu sein, denn sie fühlte, daß das Ziel, das sie früher als das erstrebenswertheste und unerschöpfliche vorgezeichnet, nahezu erreicht hatte. Sie war soweit vorgekommen, daß sie nun eine der höheren Stellen, die den armen Mädchen zugänglich sind, beanspruchen und ausfüllen konnte.

Und doch konnte sie sich des Lebens nicht recht freuen! Sie schalt sich eine Indanbare. Aber die Empfindung war stärker als ihr Wille zum Glücke. Vergeblich suchte sie sich Rechenschaft von ihrer Verimmung abzulegen. Den eigentlichen Grund dazu hatte sie selbst noch nicht erkannt. Es war nicht bloß Dankbarkeit, was sie für Bruno fühlte. Sie war unglücklich darüber, daß er sie nicht verstand, und tief beklümmert, daß die Wünsche seines Leichtsinns mit dem schneidenden Verlangen ihrer heiligsten Regungen zusammenstießen. Sie bangte davor, daß die Verführung jetzt an sie herantreten könnte, denn sie wußte in der That nicht, ob sie Widerstandskraft genug besaß, um ihn zu trotzen. Sollte Regine wirklich Recht behalten? Es wäre entsetzlich! Das Gefühl der Scham, das sich ihrer mit voller Kraft bemächtigen würde, würde sie zu Grunde richten, das wußte sie.

Und Regine konnte darüber in leisem Tone sprechen! Sonderbar, sie war seit jenem Abend mit einem Schloge meistens enttäuscht. Jetzt zwang sie sich zur Freundschaft Regine gegenüber. Und sie litt darüber, daß Graf Bruno bei jedem Anlaß unwillkürlich beklümmert, wieviel näher Freulein von Sellnig ihm stand, als sie, die arme Schneiderkloster Grete Sellnig.

Die Feste, welche das Jahr beschließen und das neue beginnen, waren herangekommen. Zum Weihnachtsabend hatte Frau von Sellnig für ihre Tochter und ihre beiden Pensionärinnen einen